



Patrizia Zannini



Meine

Schwester,

die
Hummel-

königin

Roman

KNAUR*

Patrizia Zannini

**Meine Schwester, die
Hummelkönigin**

Roman

Über dieses Buch

Zwei ungleiche Schwestern – eine mitreißende Familiengeschichte an der Ostküste der USA.

Am Tag der Beerdigung ihrer Mutter kehrt Journalistin Ally in ihre Heimatstadt zurück, die sie vor über zehn Jahren im Streit mit ihrer Mutter fluchtartig verlassen hatte.

Zurückgelassen hatte sie auch Emma, ihre Schwester, die schon immer besonders war. Zwei Wochen hat sie nun Zeit, um alles zu regeln. Doch es kommt alles anders als geplant. Sie lernt Vance Cullen kennen, der ein Geheimnis hütet, und entdeckt die außergewöhnliche Begabung ihrer Schwester.

Der faszinierende Roman »Meine Schwester, die Hummelkönigin« von Patrizia Zannini zieht den Leser mit seinen skurrilen, liebenswerten Figuren (und einem Bären) in seinen Bann.

Inhaltsübersicht

Widmung

Vorwort

Prolog

1. Ankunft und Abschied

2. Gäste ohne Einladung

3. Ein Zimmer voller Hummeln

4. Himmlische Lichtspiele

5. Geständnisse und andere Lügen

6. Heimsuchung

7. Hühnersuppe für die Seele

8. Von Bären und Beeren

9. Eine besondere Begabung

10. Dream catcher - Traumfänger

**11. Von Hummerwettessen und Hummerboot-
Rennen**

12. Unterwegs mit Frank Stickley

13. Indian Summer

14. Der Brief in der Wäsche

Epilog

*Diese Geschichte widme ich Resitta und Argentino,
meinen wunderbaren Eltern.*

*Den einzigen Bären in der Geschichte, einen Schwarzbär,
widme ich John Irving, meinem Lieblingsschriftsteller.*

Diese Geschichte ist frei erfunden.

Der kleine Ort Bear Isle ist fiktiv und hat dennoch ein Vorbild – eine kleine Stadt irgendwo an der Küste von Maine, wo die Menschen wortkarg sind und hauptsächlich vom Hummerfischen leben.

Auch Emma und ihre Schwester Ally sind frei erfunden, trotzdem hat mich eine Emma dazu inspiriert, diese Geschichte zu schreiben. Sie kam auf mich zu und zeigte mir ein Buch. Es war ein Buch über Hummeln.

Emma ist ein besonderes, wundervolles Mädchen, an das ich mich oft erinnere.

Prolog

Es war ein sonderbarer Anblick. So etwas hatte ich nie zuvor gesehen. Ungläubig starrte ich durchs Küchenfenster nach draußen in den Garten.

Ein Schwarm Hummeln umschwirrte Emmas schmalen Körper. Einige der Tiere hatten sich auf ihre Arme und ausgestreckten Hände gesetzt, wo sie verharreten.

Die Arme zum Himmel erhoben, drehte sich Emma langsam im Kreis. Noch mehr Hummeln ließen sich auf ihrer nackten Haut nieder.

Ich stand da wie angewurzelt, obwohl ich ihr doch helfen musste, ihr sagen, dass sie sich in Gefahr befand. Schweißperlen bildeten sich auf meiner Stirn.

»Beruhige dich«, sagte ich leise zu mir selbst.

Unter größter Anstrengung ging ich durch die Hintertür meines Elternhauses hinaus in den kleinen Garten, der in voller Blüte stand, zwang mich, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Das vielstimmige Brummen war deutlich zu hören.

»Emma, ist alles in Ordnung?«, fragte ich leise, um die Hummeln nicht zu erschrecken, um Emma nicht zu erschrecken. Aber sie schien mich nicht zu bemerken.

Aus Emmas Büchern wusste ich, dass auch Hummeln stechen können. Eine einzelne wäre nicht schlimm, aber wenn es derart viele waren?

Ich spürte mein T-Shirt nass auf der Haut kleben.

»Emma«, sagte ich ein wenig lauter, doch sie reagierte immer noch nicht.

Der Anblick war atemberaubend. Angst stieg in mir hoch. »Emma«, rief ich nun spitz, es klang fast wie ein Vorwurf.

Sie sah zu mir herüber und lachte mich an.

Dann ließ sie die Arme sinken, und wie auf ein stummes Kommando flogen die Hummeln davon.

»Ally«, sagte sie, als sie langsam auf mich zukam, lachte und laut rülpste.

Das ist Emma, meine Schwester.

1. Ankunft und Abschied

Nur eine einzige Straße führte nach Bear Isle, die wie eine Brücke die Halbinsel mit dem Festland verband. Daher war Bear Isle, obwohl sie das Wort im Namen trug, keine richtige Insel und trotzdem beinahe gänzlich von Wasser umgeben.

Auf beiden Seiten säumte ein schmaler Streifen Wald die holprige Straße, ähnlich einer Allee, dicht bewachsen mit den für die Gegend typischen *Weymouth*-Kiefern, die aufgrund ihres hellen Holzes *White Pine* genannt wurden und hier seit vielen Jahrhunderten wuchsen. »Baum des Friedens« nannten ihn die Indianer, die früher im Winter die innere Rinde des Baumes aßen und eine Art Tee aus den langen grünblauen Nadeln brauten. Aus den altgewachsenen Stämmen fertigten sie ihre Einbäume.

Ruckartig riss ich das Lenkrad herum, aber es war zu spät. Mit einem blechernen Geräusch fuhr ich durch eines der zahllosen Schlaglöcher, mit denen die Straße gespickt war. Sofort nahm ich den Fuß vom Gas. Ein Unfall wäre das Letzte, was ich noch brauchte. Ich öffnete das Seitenfenster, und ein würziger, erfrischender Geruch drang ins Wageninnere.

Weihnachten kam mir in den Sinn. Eine Erinnerung, die durch den harzigen Duft an die Oberfläche stieg und mit ihr auch das Bild der geschmückten Kiefer, die jedes Jahr im Wohnzimmer vor dem Kamin stand. Darunter die bunt eingepackten Geschenke.

Wie hatte ich nur vergessen können, wie gut es hier roch?

Hinter dem Kiefernwald lagen die schroffen, steil abfallenden Felsen, die ins Meer ragten und ebenso wie die Kiefern das Bild dieser Landschaft prägten.

Den beliebten Sandstrand fand man allerdings erst, wenn man weiterfuhr und die dunkle Allee weit hinter sich gelassen hatte. Auf ihn stieß man nur, wenn man fest daran glaubte, dass dort tatsächlich noch etwas anderes kommen könnte als Wald und Wildnis.

Hierher kamen früher die Indianer in den Sommermonaten, wenn sie zum Fischen und Jagen unterwegs waren, bis man sie nach und nach Richtung Westen gedrängt hatte und sie schließlich ganz aus der Gegend verschwunden waren. Auch hatten damals zahllose Bären auf der Halbinsel gelebt, denen sie ihren Namen verdankte. Heute gab es hier nur noch wenige von ihnen. Die Einwohner von Bear Isle waren einfache Menschen, die hauptsächlich vom Hummerfang lebten und von den Blaubeeren, die hier überall wild wuchsen. Blaubeeren begegnete man auf der Halbinsel überall, in den Läden in

Form von Muffins, Gelee und Säften oder gedruckt auf Schürzen, Tassen und Postkarten.

Als ich endlich das Ortsschild sah, war es halb vom dichten Blattwerk des wild wachsenden Efeus überwuchert, sodass nur das Wort *Isle* zu lesen war.

Kurz darauf konnte ich die ersten Häuser erkennen.

Schon als Kind empfand ich es als beklemmend, dass ich hier beinahe nur von Wasser umgeben war. Die Vorstellung, dass es nur diese eine Straße gab, die mich hier rausbrachte, wenn ich fliehen musste, ließ mich an eine Maus denken, die in der Falle saß. Dabei gab es nicht viel, weshalb wir Bear Isle hätten fluchtartig verlassen müssen. Selbst Tornados, die hier ab und zu im Sommer an die Küste kamen, hatten die Halbinsel nie erreicht, nie hatten wir unser Haus verlassen müssen. Und dennoch war ich irgendwann geflohen.

Es war ein Drama gewesen, das Auto am Flughafen zu mieten. Sie hätten meine Reservierung nicht erhalten, hatte die Frau am Schalter gemeint. Dabei war ich mir sicher, genau mit dieser Dame gesprochen zu haben, die mich dann an der Rezeption des Autovermieters fragte, ob ich tatsächlich angerufen hätte, und versuchte, mich loszuwerden.

Ich werde schnell unfreundlich. Eine nicht gerade schöne Eigenschaft, die ich nicht immer kontrollieren kann. Heute musste ich netter sein, ich brauchte dringend einen

Wagen. Trotzdem konnte ich es nicht ganz vermeiden und fragte die korpulente Dame hinter dem hölzernen Tresen, der gerade so hoch war, dass es aussah, als hätte sie ihre üppigen Brüste darauf abgelegt: »Sie haben also da draußen keinen einzigen Wagen stehen?« Dabei zeigte ich mit dem Finger durch die große Scheibe dorthin, wo aneinandergereiht zahllose frisch polierte Wagen standen, in allen Kategorien von Economy bis hin zur Luxusklasse. Ich hätte jeden Wagen genommen und fragte sie spitz: »Das kann doch nicht Ihr Ernst sein?«

Im selben Augenblick wurde mir klar, dass ich einen Fehler machte, wenn ich mich nicht bremste. Ich versuchte es anders.

»Meine Mutter ist gestorben. Ich muss heute noch nach Bear Isle. Morgen ist die Beerdigung.« Wider Erwarten lief mir eine einzelne Träne über die Wange.

Es auszusprechen war etwas anderes, als es still in mir zu tragen. Wenn ich es in Worte fasste, schien es mir erst bewusst zu werden, schien ich es greifen zu können.

Die dicke Frau hievte ihre Brüste vom Tresen und wandte sich ihrem Computer zu. Mit ihren unnatürlich langen, an der Spitze mit glitzerndem Lack manikürten Nägeln tippte sie einzelne Buchstaben und Zahlen ein, die für mich keinen Sinn ergaben. Das klackernde Geräusch war nervtötend. Über den Rand ihrer schmalen Brille hinweg warf sie mir einen prüfenden Blick zu, blähte ihre Nasenflügel auf und schien in den Weiten ihres Computers

einen Wagen für mich zu suchen. Schließlich wurde sie fündig, und ich mietete ihn für zwei Wochen. Länger konnte und wollte ich nicht auf Bear Isle bleiben.

Je weiter ich fuhr, desto dichter standen die Häuser und desto angespannter wurde ich. Überrascht stellte ich fest, dass sich in den letzten zehn Jahren auf Bear Isle nicht viel verändert hatte, bis ich plötzlich vor dem Haus meiner Kindheit ankam, das ich mit zwanzig verlassen hatte.

Reglos blieb ich bei laufendem Motor hinter dem Lenkrad sitzen, das ich immer noch fest umklammert hielt. Erst als am Ende des Songs im Radio die Stimme des Moderators die letzten Klänge übertönte, löste ich mich aus meiner Starre und drehte den Zündschlüssel um.

Langsam ging ich die Stufen zur Veranda hoch. Es fühlte sich an wie früher. Als wäre ich gestern das letzte Mal hier gewesen. Als hätte ich gestern erst das Haus verlassen, um heute wieder zurückzukommen, als hätte ich erst vor wenigen Stunden meiner Mutter das letzte Mal zum Abschied »bis später« zugerufen. Aber es waren zehn Jahre vergangen, zehn Jahre, die mit einem Mal zu einem einzigen Tag zusammengeschrumpft waren. Es war das passiert, was ich nicht wahrhaben wollte. Sie hatte mich eingeholt. Die Vergangenheit.

Die letzte Stufe ließ ich aus und machte einen großen Schritt darüber. Sie hatte früher laut geknarrt, und wenn ich spät nach Hause gekommen war, hatte ich sie oft

übersprungen, um nicht zu verraten, dass ich später als vereinbart dran war.

Instinktiv wollte ich in die Tasche greifen, um meinen Schlüssel hervorzuholen, als mir bewusst wurde, dass ich keinen mehr hatte. Zaghaft drückte ich auf den goldenen Knopf und hörte den vertrauten Klang der Glocke.

»Moment«, kam es von drinnen, als auch schon die Tür aufging und ich durch das Fliegengitter Mrs. Fairbanks im Türrahmen stehen sah.

»Ally«, war das Einzige, was sie zu mir sagte. »Ally.«

Vorsichtig zog ich das Fliegengitter auf, und schlagartig wurde mir bewusst, dass hier nichts wie früher war. Alles war anders. Mutter war gestorben.

Mrs. Fairbanks zog mich in den Flur.

»Ally«, wiederholte sie ein weiteres Mal und betrachtete mich. »Wie schön du bist, du siehst aus wie deine Mutter.«

Ich versuchte ein Lächeln, das mir kläglich misslang.

»Wenn du deine Mutter noch einmal sehen möchtest, dann müssen wir rasch zur Kirche gehen.«

»Meine Mutter?«, wiederholte ich. Die plötzliche Hoffnung, dass ich Mutter sehen konnte, dass sie lebte, wich der genauso plötzlichen Erkenntnis, dass ich sie nur noch tot sehen konnte.

»Ich habe Pastor Jaffa gebeten, den Sarg noch nicht zu schließen. Aber morgen früh wird er ihn schließen müssen«, sprudelte es weiter aus ihr heraus.

»Müssen wir sofort los?«, fragte ich sie. »Wo ist Emma?«

»Emma schläft schon. Es war ein anstrengender Tag für sie. Wir lassen sie besser schlafen.«

»Alleine?«

»Alleine?«, wiederholte Mrs. Fairbanks beinahe entrüstet. »Aber nein, Mr. Bellow wird kommen und aufpassen.«

»Mr. Bellow?« Ich kannte keinen Mr. Bellow.

Statt zu antworten, ging Mrs. Fairbanks zum Telefon.

Keine zwei Minuten später stand Mr. Bellow in der Tür. Er warf mir ein kurzes Hallo zu, die Hand, die er mir reichte, konnte ich nicht ergreifen, weil Mrs. Fairbanks mich schon aus dem Haus zog. Sie hatte meinen Unterarm fest gepackt. Ich verspürte den Drang, mich aus ihrem Griff zu befreien, aber das war nicht möglich. Fest drückte sie ihren Daumen in mein Fleisch, und ehe ich mich versah, standen wir vor der Kirche, deren spitzer weißer Turm bedrohlich in den mittlerweile fast schwarzblauen Himmel ragte.

Endlich ließ sie meinen Arm los, ging vor mir die Stufen nach oben und rüttelte an der Tür.

Nichts tat sich. Sie war verriegelt.

Kurz darauf war aus dem Inneren der Kirche Gerassel zu hören, und die schwere Pforte öffnete sich.

»Guten Abend, Pastor Jaffa«, begann Mrs. Fairbanks und zog mich abermals am Arm hinein in die Kirche.

»Das ist Ally, sie möchte ihre Mutter sehen.«

»Es tut mir sehr leid für Sie«, sagte der Pastor und reichte mir seine feuchte kleine Hand. Ich nickte und schluckte meine Beklemmung hinunter. Ich war nicht in der Lage, etwas zu sagen. Wir folgten ihm in die Kirche, in der ich schon als Kind jeden Sonntag die Messe besucht und oft ungläubig den Kopf geschüttelt hatte. Als Jugendliche versuchte ich mich häufig zu weigern, meine kostbare Freizeit dort zu vergeuden. Aber Emma hatte immer so lange gebettelt, bis ich schließlich doch mitgegangen war. Dennoch mochte ich die Kühle in der Kirche und glaubte, dass es im Sommer der einzige Ort war, an den die Mückenschwärme nicht vordringen konnten.

Der Kirchenraum lag dunkel vor uns und ließ nichts erkennen, nur am Geruch merkte man sofort, wo man sich befand. Weihrauch, warmes Kerzenwachs und Holz vermischten sich mit der Kühle zu einem unverkennbaren Duft, den es nur in Kirchen gab.

Langsam folgte ich dem Pastor in den angrenzenden, feierlich geschmückten Raum, an dessen Ende der Sarg aufgestellt war.

Pastor Jaffa führte mich durch den schmalen Gang zwischen den Stuhlreihen. Langsam näherte ich mich den flackernden Lampen, die zu beiden Seiten des offenen Sarges aufgestellt waren und den Raum in ein gespenstisches Licht tauchten. Hohe Vasen, gefüllt mit langstieligen weißen Lilien, standen auf dem Boden. Ihr intensiver Duft stieg mir in die Nase. Auf einem kleinen

Tisch stand ein großes Schwarz-Weiß-Foto meiner Mutter. Den Rahmen zierte eine kleine schwarze Schleife. Mit jedem Schritt, den ich mich näherte, wurde das Bild schärfer, nahm Kontur an. Bis ich wie ein Häufchen Elend vor ihr stand.

Unaufhaltsam rannen mir die Tränen die Wangen hinunter. Ich hatte keine Macht darüber und ließ es endlich geschehen.

»Mama«, flüsterte ich.

Ihr ebenmäßiges Gesicht war wächsern und bleich. Ich hatte erwartet, Folgen des Autounfalls sehen zu müssen, aber dem war nicht so. Ihr Gesicht war makellos. Es schien mir, als würde ich in einen Spiegel schauen. Die Ähnlichkeit zwischen uns wurde mir auf schockierende Weise bewusst. Silberstreifen zogen sich durch ihr braunes, langes Haar – das einzige Anzeichen, dass sie gealtert war. Sie trug ein schlichtes weißes Sommerkleid, und mein erster Gedanke war, dass sie frieren könnte. Wer war nur auf die Idee gekommen, ihr dieses Kleid anzuziehen? Vorsichtig legte ich meinen Handrücken auf ihre Wange. Sie war kalt. Was hatte ich anderes erwartet?

Mein Gesicht brannte vom Salz der Tränen, doch der körperliche Schmerz fühlte sich gut an und lenkte mich von meinem Kummer ab. Warum hatte ich nie wieder Kontakt zu ihr aufgenommen? Was hätte ich dafür gegeben, ein letztes Mal mit ihr sprechen zu können. Nun war es zu spät. Ein Windzug ging durch die Kirche. Ich fröstelte und

zog meine Strickjacke enger um den Körper. Dann drehte ich mich um und sah die kleine gedrungene Gestalt von Mrs. Fairbanks in der ersten Reihe sitzen.

»Ich hatte befürchtet, dass man die Folgen des Unfalles sehen könnte«, sagte ich zu ihr, als ich mich neben sie setzte.

»Sie hatte keine äußeren Verletzungen, nur eine kleine Wunde am Knie.« Dann erzählte sie von dem Unfall, der meine Mutter das Leben gekostet hatte. Sie war in der Allee in einen Baum gerast. Der Airbag hatte sich geöffnet, aber ihr Genick hatte dem Aufprall nicht standgehalten.

Der Pastor erlöste mich von dieser ausführlichen Schilderung. Wie schon früher hatte ich das Bedürfnis, aufzustehen, so wie man es mir beigebracht hatte, um ihm meinen Respekt zu zeigen. Aber ich blieb sitzen.

»Möchten Sie noch etwas bleiben?«, fragte er und sah mich mitfühlend an.

Ich schüttelte den Kopf. Was nicht ehrlich war. Gerne wäre ich hier einfach nur sitzen geblieben, die ganze Nacht über. Aber ich war schrecklich müde und wollte endlich schlafen und alleine sein.

Mrs. Fairbanks legte behutsam ihre kleine faltige Hand auf meinen Arm. »Sie hat nicht leiden müssen. Sie war sofort tot.«

Wieder konnte ich die Tränen nicht zurückhalten und begann hemmungslos zu schluchzen.

»Sie hat immer von dir gesprochen, Ally. Von Ally, ihrer kleinen Tochter«, redete sie weiter auf mich ein. Kein Vorwurf lag in ihrer Stimme, warum ich mich nie bei Mutter gemeldet hatte, und ich fragte mich, ob sie wohl wusste, warum ich Bear Isle verlassen hatte. Der Singsang ihrer alten krächzenden Stimme beruhigte mich, aber meine beschämenden Gedanken verschwanden nicht. Ich wusste selbst, dass es nicht richtig gewesen war, und hatte das Gefühl, es der alten Dame erklären zu müssen.

»Mrs. Fairbanks ...«, begann ich, wurde aber sogleich unterbrochen.

»Miss – Miss Fairbanks, du weißt doch, dass ich nie verheiratet war«, dabei sprach sie das *Miss* überdeutlich aus, und ich erinnerte mich daran, dass ich schon früher nur Miss zu ihr gesagt hatte.

»Es ist nur ... Ich möchte es Ihnen erklären. Ich habe meine Mutter so lange nicht gesehen. Ich bereue es aufrichtig, dass es nun zu spät ist. Ich ...« Wieder unterbrach sie mich.

»Ja, das ist traurig. Aber solche Dinge passieren. Leider. Manchmal ist es einfach zu spät, und man bekommt keine zweite Chance. Dann muss man versuchen, damit zu leben, Ally.«

Ihre offenen Worte taten weh. Schluchzend verbarg ich das Gesicht in den Händen.

»Komm Ally, lass uns nach Hause gehen. Ich habe das Bett in deinem alten Kinderzimmer hergerichtet. Morgen

sieht alles schon ganz anders aus«, fügte sie tröstend hinzu und tätschelte meine Hand.

Wieder zog sie mich mit sich.

Morgen würde gar nichts besser sein. Morgen musste ich mich meinem alten Leben stellen. Morgen würde ich alles bei Licht betrachten müssen. Morgen würde ich mich der Vergangenheit stellen müssen.

Und morgen würde ich Emma sehen.

Ein Gefühl der Freude stieg in mir hoch. Meine große Schwester Emma. Mit einem Mal bemerkte ich, dass ich sie vermisst hatte.

In dieser Nacht schlief ich schlecht. All die Dinge meiner Kindheit und Jugend standen genauso, wie ich sie zurückgelassen hatte, in meinem Kinderzimmer. Meine Mutter hatte nichts verändert. Es war fast gespenstisch, sich mit all dem umgeben zu sehen, und ich hatte das Gefühl, dass sich etwas Schweres auf meinen Brustkorb gelegt hatte und mir die Luft zum Atmen nahm. Hier zu schlafen schien mir unmöglich, aber ich war zu erschöpft, um nicht doch irgendwann einzuschlafen. Ich träumte von meiner Mutter. Sie kam zu mir ans Bett und legte ihre kalten Hände auf meinen Arm. Sie trug das weiße Kleid. Als ich mich schließlich zwang aufzuwachen, diesem Albdruck zu entfliehen, war es stockfinster in meinem Zimmer. Es dauerte eine Weile, bis sich meine Augen allmählich an die Dunkelheit gewöhnten. Langsam lösten sich die Umrisse

der Gegenstände vom dunklen Hintergrund und nahmen Form an, wurden real und wirklich. Erschrocken stellte ich fest, dass meine Mutter in ihrem weißen Sommerkleid immer noch im Raum stand. Sie bewegte sich auf mich zu. Fast panisch setzte ich mich auf. Jetzt hellwach. Die Gestalt ließ sich auf meinem Bett nieder.

»Emma«, stieß ich erleichtert aus, als ich meine Schwester erkannte.

Still saß sie neben mir. Sie trug ein weißes Nachthemd, und es wunderte mich nicht, dass ich sie im ersten Moment für unsere Mutter gehalten hatte.

»Emma«, wiederholte ich und hätte sie gerne umarmt.

Nun lachte Emma. Laut und tief. So wie sie immer gelacht hatte, so wie ich ihr Lachen in Erinnerung hatte.

»Mama geht und du kommst«, stellte sie nüchtern fest.

Ich knipste die Nachttischlampe an, die einen gelblichen Kegel an die Zimmerdecke warf. Im schwachen Licht betrachtete ich meine Schwester. Ihre langen blonden Haare waren zu einem dicken Zopf geflochten.

Emma hatte es immer schon gehasst, ihre Haare offen zu tragen. Anscheinend hatte sich daran nichts geändert. Als wir noch Kinder waren, hatte ich ihre Haare gerne geflochten. Es war ein abendliches Ritual, zu dem sie immer in mein Zimmer gekommen war. Bis ich abends länger wegblieb und sie bereits schlief, wenn ich mich nachts ins Haus schlich, immer ertappt von unserer Mutter,

auch wenn ich die letzte, laut knarrende Stufe der Verandatreppe ausgelassen hatte.

Um Emmas Augen hatten sich feine Linien gebildet. Auf ihrer Stirn waren deutliche längs verlaufende Falten zu erkennen. Schon immer hatte sie ihre Stirn in Falten gelegt. Eigentlich hatte sie sich nicht verändert, sie war nur einfach älter geworden. Sie kräuselte ihre kleine spitze Himmelfahrtsnase, als würde sie etwas Besonderes riechen.

Emma war auf den Tag genau drei Jahre älter als ich. Dieses Jahr würde sie dreiunddreißig werden. Es war für mich immer schrecklich gewesen, am gleichen Tag Geburtstag zu haben wie meine Schwester, und ich war schon morgens schlecht gelaunt, wenn sie von mir die gleiche Aufmerksamkeit forderte, die sie von den anderen bekam. Immer hatte sie das erste Stück Kuchen bekommen, durfte zuerst ihre Geschenke auspacken und die Kerzen ausblasen. Alles Rituale, die meine Mutter – und die wir – unfähig waren zu durchbrechen.

Ruckartig erhob sie sich von meinem Bett, und ich verscheuchte die quälenden Gedanken an die Vergangenheit.

»Du bist wach. Dann gehen wir runter in die Küche frühstücken. Ich esse meine Flocken mit kalter Milch«, sagte sie und zog einfach meine Decke vom Bett. Erst wollte ich etwas erwidern, ließ es aber sein und stand müde auf.

»Klar, das machen wir gleich«, antwortete ich und bog ins Badezimmer ab.

Emma blieb vor der Tür stehen, die ich angelehnt ließ.

Ich schaute in den Spiegel. Wir waren vollkommen unterschiedlich. Niemand würde uns für Schwestern halten. Ich hatte braune, glatte Haare, die immer gekämmt aussahen, und braune Augen. Emma hatte blaue Augen. Ich sah aus wie Mutter und vermutete, dass Emma unserem Vater ähnlich sah.

Ich wusch mir das Gesicht mit kaltem Wasser, in der Hoffnung, wach zu werden.

Ob Emma wusste, dass Mutter heute beerdigt würde? Sicherlich wusste sie es. Aber wie würde sie reagieren?

In der Küche setzte sich Emma an den Tisch. Ich öffnete instinktiv den richtigen Schrank und stellte die Schüssel vor ihr auf den Platz.

»Zuerst die Milch«, sagte Emma.

Ich goss die Milch ein.

Sie flockte aus, war sauer geworden. Emma wartete. Ich schüttete die Schale aus und fragte mich, woher ich um diese Uhrzeit Milch bekommen sollte? Erleichtert entdeckte ich eine weitere Flasche im Kühlschrank.

»Zuerst die Milch«, wiederholte sie laut.

Also die gleiche Prozedur von vorne.

Mit einem Löffel schaufelte Emma die Flocken in die kalte Milch. Sie zählte laut.

»Fünf Löffel, stimmt's?«, fragte ich und lächelte sie müde an.

Sie reagierte nicht und zählte weiter – bis fünf.

Genüsslich schöpfte sie die oben schwimmenden Flocken von der Milch. »Mag ich«, wisperte sie kaum hörbar und aß schmatzend weiter.

Ich konnte sie nicht ewig anstarren und machte mir einen Kaffee. Dann setzte ich mich ihr gegenüber an den Küchentisch. »Du weißt, dass Mutter heute beerdigt wird?«

»Ja.«

»Wir fahren nachher gemeinsam zum Friedhof.«

»Ja.«

Emma hob nicht ein einziges Mal den Kopf. Sie tauchte den Löffel tief in die Milch und holte die aufgeweichten Haferflocken nach oben.

»Wie fühlst du dich?«, fragte ich sie.

»Gut.«

Ihre einsilbigen Antworten waren anstrengend, und mir fielen keine Fragen mehr ein. Unruhig blieb ich am Küchentisch sitzen und wartete, bis ihre Schale leer war und ich endlich nach oben gehen konnte.

Als die Sonne aufgegangen war, wusste ich, dass es ein warmer Tag werden würde. Trotzdem entschied ich mich für das schwarze Kleid mit den langen Ärmeln.

Kaum hatte ich mich angezogen, stand auch schon Miss Fairbanks in der Diele. Sie klingelte nicht, sondern schloss

sich selbst die Tür auf. In der linken Hand hielt sie eine große Platte, die mit Plastikfolie abgedeckt war, in der rechten trug sie einen Korb, in dem sich weitere Schüsseln und Behälter stapelten.

Sie bemerkte mein fragendes Gesicht.

»Später werden wir das brauchen. Nach der Beerdigung«, erklärte sie und stellte die Platte in den Kühlschrank. Den Rest verstaute sie, während sie weitersprach. »Ich habe Emmas Kleid bereits aufgebügelt«, sagte sie und ging zu Emma, die kerzengerade im Wohnzimmer auf dem Sofa saß.

»Hast du gut geschlafen?«

Emma nickte stumm. Ihr Blick fiel auf das dunkle Kleid in Miss Fairbanks Hand.

»Das ziehe ich nicht an, das mag ich nicht.«

»Was magst du daran nicht?«, fragte ich sie.

»Die Farbe«, antwortete Emma, »Schwarz ist eine grässliche Farbe. Ich ziehe das Sonnenkleid an.«

»Welches Sonnenkleid?«, wunderte ich mich und vermutete, dass es gelb und unpassend für eine Beerdigung war.

»Ich zeig es dir.« Emma sprang fröhlich auf und hüpfte nach oben, um kurz darauf angezogen wieder in der Küche zu erscheinen. Sie drehte sich einmal im Kreis, dann streckte sie mir die Bürste, die sie in der Hand hielt, entgegen.

»Das geht nicht«, sagte ich bestimmt.

Epilog

Das Hummel-Paradoxon

Die Hummel hat 0,7 cm² Flügelfläche und wiegt 1,2 Gramm. Nach den Gesetzen der Aerodynamik ist es unmöglich, bei diesem Verhältnis zu fliegen. Die Hummel weiß das nicht und fliegt einfach.

Jahrzehntelang hielt sich dieser Mythos aufrecht, dass die dicke, pummelige Hummel nicht fliegen könne, da ihre Flügel zu klein für ihr Gewicht seien. Die Frage, die sich Wissenschaftler in der ganzen Welt stellten, war: Wie kann die Hummel die Physik überlisten und tun, was unmöglich ist – nämlich einfach fliegen? Lange Zeit kursierte sogar das Gerücht, dass Hummeln in der Lage wären, die Schwerkraft zu überwinden.

Ist das ein Wunder?

Wunder gibt es nicht. Oder nur selten.

Irgendwann -- in der Zwischenzeit hat der Mensch vieles erreicht, er flog zum Mond und hatte es sogar geschafft, die Schallmauer zu durchbrechen -- wurde das Rätsel schließlich doch noch gelöst: Durch den Flügelschlag werden Wirbel erzeugt, die der Hummel den

nötigen Auftrieb verschaffen. Auch sind ihre Flügel extrem beweglich, weshalb sie stark rotieren.

Aber heißt das nicht, dass wir alle – jeder Einzelne von uns – in der Lage sind, über uns hinauszuwachsen? Dass wir Grenzen überwinden können?

Wir müssen nach unseren besonderen Fähigkeiten suchen, dann können wir schaffen, was eigentlich unmöglich ist. Etwas erreichen, obwohl alle sagen, dass es nicht geht. Wir können mehr, als wir uns zutrauen, und noch viel mehr, als andere Menschen um uns herum uns zutrauen. Wir müssen nur mit Zuversicht in die Zukunft schauen. Und dann vielleicht wachsen uns Flügel.

Das wusste auch schon James Matthew Barrie, der Autor von *Peter Pan*:

*Der Grund, warum Vögel fliegen können und wir nicht,
ist der, dass sie voller Zuversicht sind,
und wer zuversichtlich ist, dem wachsen Flügel.*

*James Matthew Barrie (1860–1937)
schottischer Schriftsteller*

Impressum

Copyright © 2014 by feelings – emotional eBooks

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG

Maria-Luiko-Straße 54, 80636 München

Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Sandra Lode

Cover: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: © FinePic®, München

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

ISBN 978-3-426-42729-3

Hinweise des Verlags

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44 b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Wissen, was gelesen wird